**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
**Band:** 26 (1923)

**Artikel:** Aus Gottfried Kellers Jugendzeit
**Autor:** Schaffner, Paul
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-572760

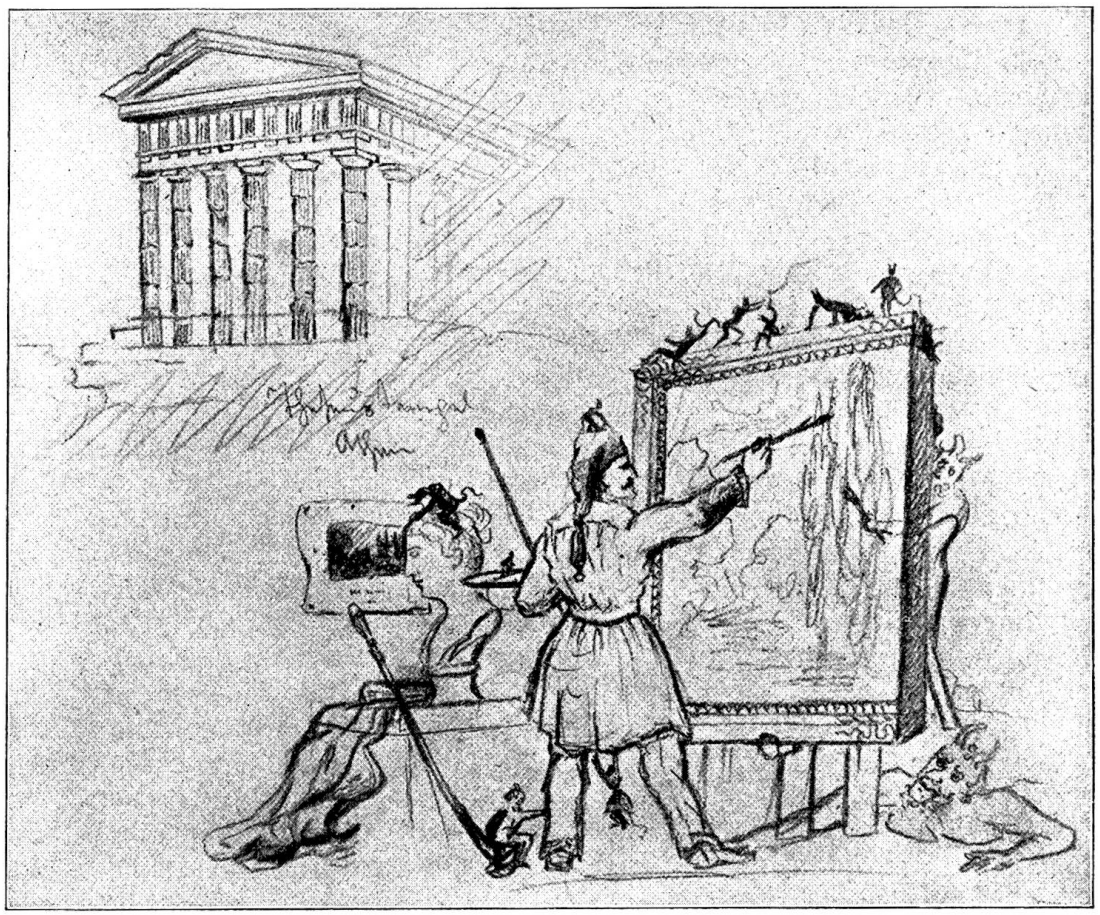
**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**



Aus Gottfried Kellers Skizzenbuch: Der geplagte Landschaftsmaler

# Aus Gottfried Kellers Jugendzeit
## Von Paul Schaffner

### Freundschaftsbund zweier Maler-Dichter*)

Wir wollen also einander ein wenig auskundschaften und sehen, ob wir uns fügen — nicht so, der Ausdruck ist schlecht — ich wollte sagen: ineinander schmelzen, prasseln, aufglühen, blühen, den Himmel über uns röten und miteinander in Asche zusammenfallen können. / An Johann Müller, 29. Juni 1837.

Im Roman überliefert der Pfuscher Habersaat dem malbeflissenen Grünen Heinrich die Tradition des Sonderbaren und Krankhaften, was er mit dem Poetischen oder Malerischen und Genialen verwechselte. Diese Schwindeltheorie wucherte gar üppig in den Köpfen des fünfzehnjährigen Gottfried und seines gleichaltrigen Freundes Johann Müller. Es waren zwei des tollen Rezepts würdige Köche, die in engster Arbeitsgemeinschaft gar seltsame Gerichte zutage förderten.

Man kennt Müller aus Kellers Lebensroman. Er ist das Urbild jenes Freundes, dessen gedankenreiche Briefe von dem mit ihm ohnmächtig wetteifernden Grünen Heinrich schließlich als schmähliches Plagiat erkannt werden.

Müller kam 1834 nach Zürich, wo er sich an Keller anschloß, der in dieser Zeit, der Schule verwiesen, dem Malerberuf sich zuwandte. Die Liebe zur Kunst führte

*) Aus dem reich illustrierten Werk des Verfassers über Gottfried Keller als Maler (erscheint auf Weihnachten 1922 im Cotta'schen Verlag, Stuttgart).

sie zusammen. Müller, ein wilder, frühreifer Bursche, imponierte dem Freund durch sein kraftgenialisches Wesen. Als er im Frühjahr 1835 nach Frauenfeld zurückkehrte, setzte nicht nur ein sehr lebhafter Briefwechsel ein, sondern die beiden stellten sich auch malerische Aufgaben. „Der bessere Gedanke, das heißt Auffassung, nicht Zeichnung", bestimme den Wert dieser Arbeiten, schreibt Müller.

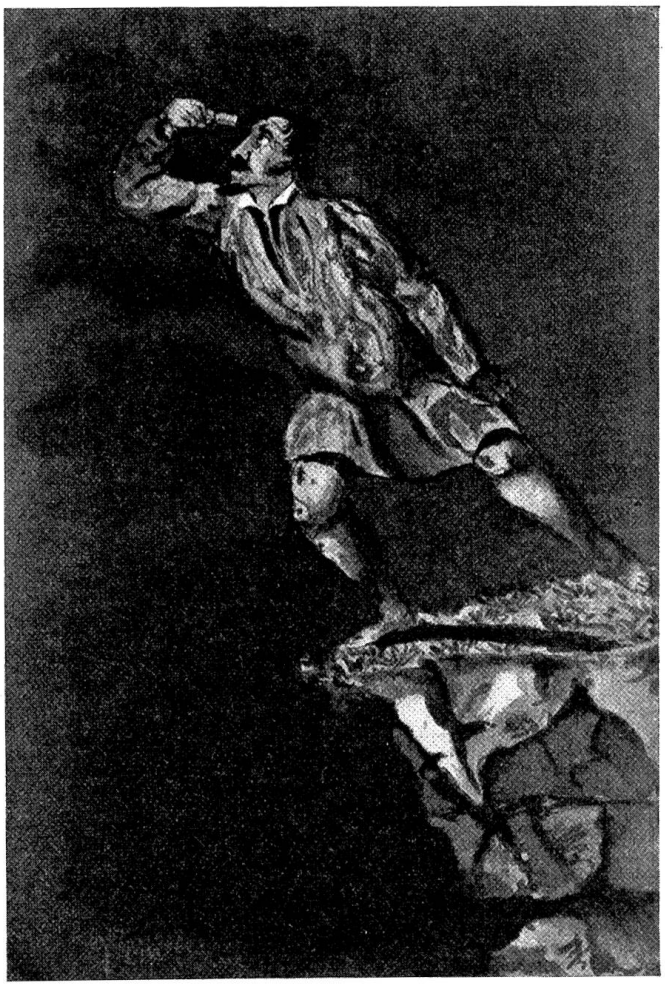
Der Brief vom „1. Lenz 1835" gewährt einen klaren Einblick in den Kunstbetrieb der beiden Freunde: „An Herrn Kunstanstreicher Keller in und auf dem Hund." „Dein malerisches Schreiben habe ich richtig erhalten, sowie auch einige Geniestücklein von Dir; der Himmel (im Skizzenbüchlein) ist vortrefflich, hinten dürften noch einige Drucker sein, die Wellen sind gut, nur zu klein, der Felsen zu nieder. Das Kamel ist zu weit vom Wasser entfernt, es sollte in die sich öffnenden Wogen hinunter sehen, zum Sprung bereit, doch in Zweifel sein. Das Ganze ist einfach, erhaben, die Lichter gut verteilt, auch die Farbenwahl ist gut, die Wellen dürften sich türmen, und die ganze Landschaft hätte alsdann einen heftigen Sturm zu erwarten. Du machst mir mit diesem Bilde große Freude und Ehre." Leider ist diese „einfache und erhabene" Kamelerei Kellers verschwunden; aber der Brief gibt immerhin einen köstlichen Begriff von der Kritik, die da geübt wurde, und von den seltsamen malerischen Vorwürfen, welche die beiden Künstler ausklügelten. Keller scheint von des Freundes Können derart eingenommen gewesen zu sein, daß er es an entsprechender Gegenkritik zu Müllers Verdruß fehlen ließ. „Ich bin nicht zufrieden," schreibt Müller, „daß Du mir meine Zeichnung nicht auch tadeltest; denn auf solche Weise lerne ich nichts, tust Du es diesmal nicht, so weiß ich auch, was ich zu tun habe."

In dem zitierten Brief gibt Müller seiner Hoffnung Ausdruck, bald wieder nach Zürich kommen zu können, „wo wir dann" — fährt er fort — „eine ganze Bilderreihe von Teufeln, Räubern etc. und Tf. Szenen bewerkstelligen wollen. — Der Gauner verfolgte mich bis Winterthur, wo ich übernacht! Schreib mir Dein verdammtes Abenteuer und mach eine Skizze dazu. Hiemit erhältst Du eine Teufeley und unser Schloß à Fr., das letztere mit dem größten Fleiße und in der Stube (!) gemalt... Die Teufeley bedürfte einiger Ausführung — bon gout à la mode. — Mach eine Skizze (ein Mann, der sich erschießen will), beliebige Landschaft oder Zimmer..." Die beiden erwähnten Skizzen Müllers geben über seine Malkünste hinreichenden Aufschluß. Das Aquarell, welches das Schloß von Frauenfeld darstellt, ist eine rohe, kindische Kleckserei. Dasselbe gilt von der gemalten Selbstmordszene: ein herkulisch gebauter Mann steht auf einer moosbewachsenen Klippe am Abgrund und drückt mit verzweifelter Gebärde die Pistole an die Schläfe (Seite 197).— Das Thema ist aber mit dieser schauerlich-schönen Skizze noch nicht erledigt. Bezeichnenderweise wird der malerische Vorwurf auch noch novellistisch behandelt. Also eine bewußte Verquickung von Dichter- und Malertum. Noch 1846, als Keller längst Pinsel und Palette hinter sich geworfen, schrieb ihm Müller: „Hast Du etwa den Pinsel gänzlich mit der Feder vertauscht? Das solltest Du nicht, es harmoniert ja nichts so schön als Malerei und Dichtkunst!" Zehn Jahre früher sah auch Keller eitel Harmonie. Seine Erzählungen, wie „Der Selbstmörder", „Die Freveltat", sind offenbar nichts anderes als novellistische Lösungen der gegenseitig gestellten Aufgaben; die malerischen Seitenstücke gingen entweder verloren, oder gelangten nicht zur Ausführung.

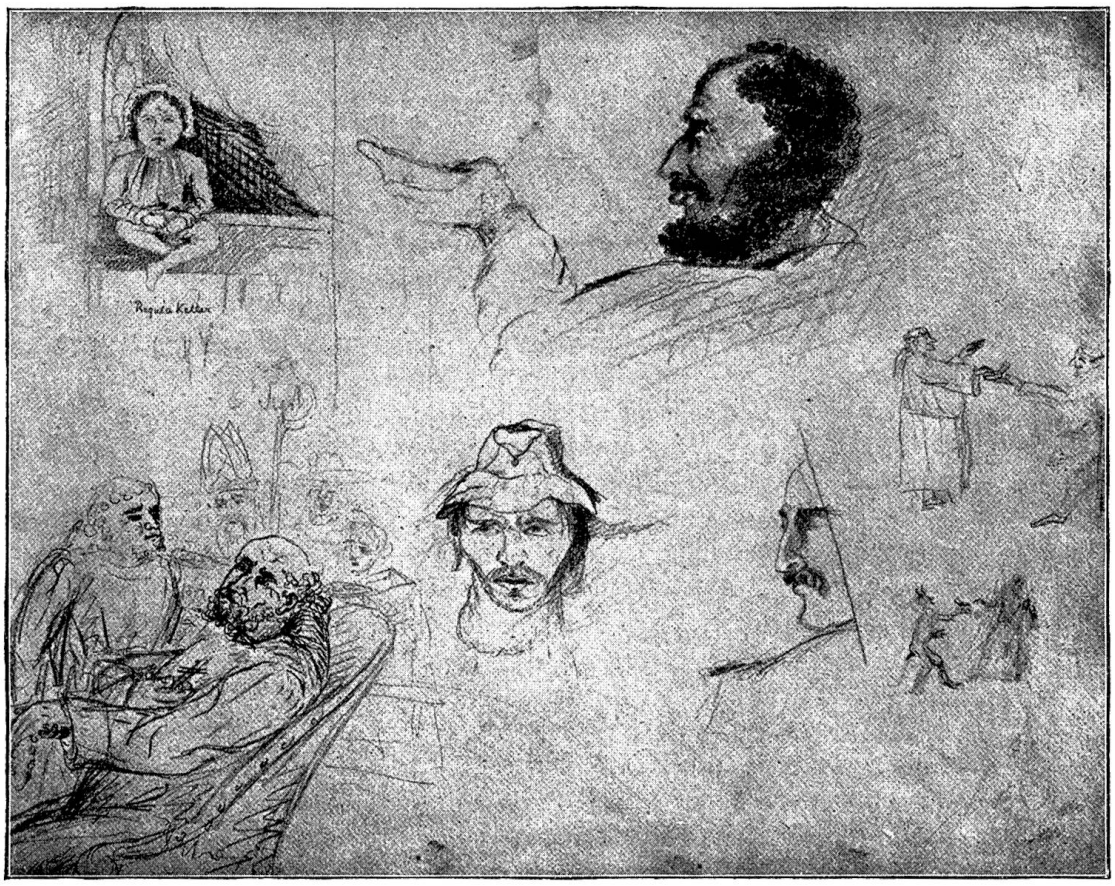
Zum Vergleich mit der Erzählung Kellers sei der Text des Müllerschen Machwerks wiedergegeben: „Der Selbstmörder". „In banger Verzweiflung lag ein bejahrter Maler auf seinem verfaulten Strohsack. Sein Leben war nichts als Irrtümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue; ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen

auf seiner Zunge. Mit einem gräßlichen Blicke wandte er sich nach einem erst vollendeten Gemälde, einen Abgrund vorstellend; ein teuflisch triumphierendes Lächeln zog sich um seinen bleichen bebenden Mund; unwillkürlich beinahe griff er nach seiner Pistole, in kurzer Zeit war er an der Abgrundstiefe, drückte die Pistole los, fiel hinunter und war nicht mehr! Doch nein, er lag nur auf seinem Kammerboden. Die Kugel zerschlug seinen früheren Geist (die Branntweinflasche), er hatte nur so schrecklich geträumt, er verstand Gottes Wink, ein Tränenstrom machte seinem bedrängten Herzen Luft. Sein edles Weib, das er schon längst verachtete, trat, das Schrecklichste ahnend, mit verstörtem, bangem, starrem Blick nach dem Schuß herein. Ein herzzerreißender wehmütiger Blick von ihm sagte ihr alles; sie sank an seine Brust, er drückte sie innig, und ihre Liebe wurde fester denn nie, und seine Werke zeugen noch lange von seinem genialen Geiste und seinem häuslichen Glück." Ein Kommentar ist überflüssig. Während Keller eine hübsche Fabel erdichtet und behaglich ausspinnt, fehlt der lächerlichen Geschichte Müllers jeglicher Geist. Beide wenden das stimmungbrechende Mittel der romantischen Ironie an; aber wieviel phantasievoller ist die Motivierung Kellers gegenüber der Trivialität des Freundes: Hier fällt der Träumende aus dem Bett, während er in einen Abgrund zu stürzen wähnt; dort wird der von Eifersuchtsqualen gepeinigte Görg, wie er im Mühlbach den Tod sucht, von seiner unschuldigen Geliebten aufgefischt, und verläßt das nasse Element als glücklicher Bräutigam.

Noch 1837 werden Skizzen und malerische Schreiben ausgetauscht. „Dein letzter Brief freut mich von Herzen," schreibt Müller im Frühjahr 1837 an seinen Zürcher Freund, „es war ein ganzes Contrefey Deines Gesichtes und Deines Geistes; denn lauter Teufel, Pfaffen, Räuber, Erhenkte etc. waren drin." Am 20. Juni schlägt er Keller einen neuen Gegenstand vor: „Die glückliche Heimkehr der Räuber, mit Wagen, wenn Du willst, ein wenig ausgeführt, viele Figuren, große, erhabene Natur etc., kurz, soviel als ein Karton zu einem Meisterstücke". Keller war indessen durch den Unterricht bei Rudolf Meyer derart in Anspruch genommen, daß er Müllers Wunsch nicht entsprechen konnte: „Soeben erhalte ich Deinen Brief. Eh' ich aber anfange, muß ich mich entschuldigen, daß die versprochene Skizze nicht in dem meinigen kömmt, denn es war bei Gott unmöglich, sie zu machen, indem ich immer nach der Natur oder nach Herrn Meyers Studien schaffe, so gut es gehen will, und wenn ich nichts tue, so bin ich immer so zerstreut und verrückt, daß ich nichts zuwege bringe.



Johann Müller: Der Selbstmörder, Aquarell
Aus einem Brief an Gottfried Keller



Aus Gottfried Kellers Skizzenbuch: Figürliches

Doch will ich Dir sagen, wie ich sie machen wollte; ich wollte nämlich eine Bande aus dem dreizehnten Säkulum darstellen, alles halbnackte Kerls, fürchterliche Larven, welche einen Räuber aus ihrer Mitte auf eine gräßliche Weise an einen Baum binden, um ihn zu verlassen und den wilden Bestien preiszugeben."

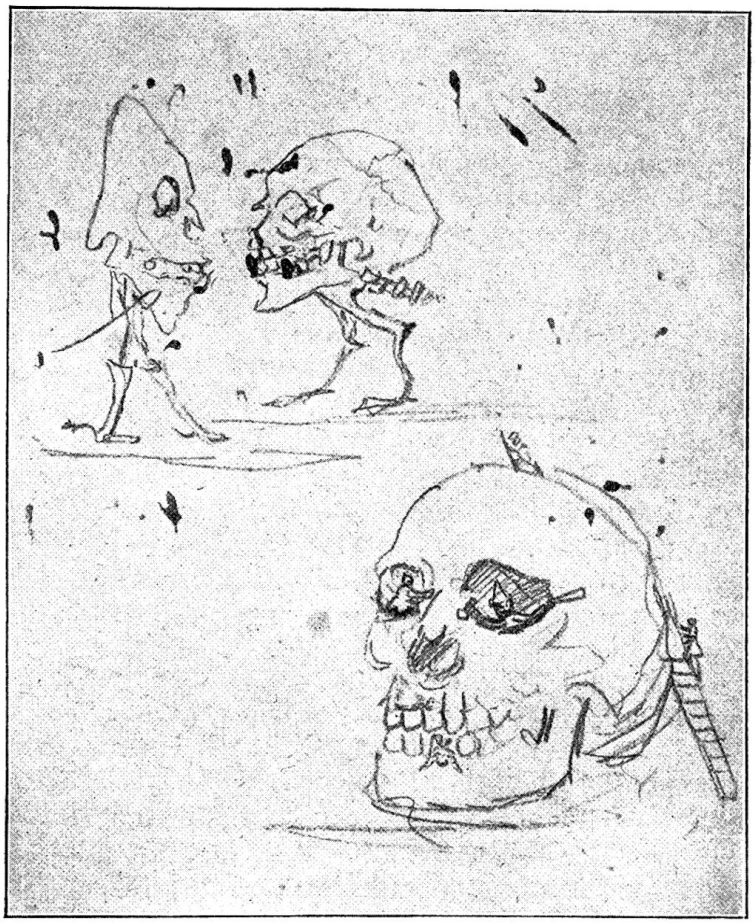
Wenn er erst wieder in Zürich sei, schrieb Müller, werde er seine Muße mit Keller der edlen Kunst weihen, mit ihm Gutes denken und tun, und suchen, Geist und Herz zu veredeln. Keller ahnte, worin die „Geistes- und Herzensveredlung" bestehen sollte, und antwortete bramarbasierend: „Du darfst also getrost nach Zürich kommen, ich werde Dir für jede schwärmerische Tollheit zwei andere ins Gesicht werfen, und wir werden eines phantasieren, daß die Eichen ihre tausendjährigen Wipfel schütteln, unter denen wir wandeln." Die Blütezeit der „schwärmerischen Tollheiten" ging aber allgemach dem Ende entgegen. Eines bewirkte der kurze Unterricht bei Rudolf Meyer: die notwendige Kopfklärung und Selbstbesinnung. Der Kunstberuf verlor die lustigen und bunten Flitter, die einst den Knaben gelockt hatten. Keller erkannte, daß die Kunst im Grunde etwas sehr Ernstes sei. Die Zeit mahnte, die er mit romantisch-kindlichen Spielereien vertändelt hatte, und das dunkle Gespenst der Not und des Mißerfolgs erhob drohend seine Arme. Einstweilen schlug sich Keller mit anderen Gespenstern herum, die in den Skizzenbüchern ihr tolles Wesen trieben. Sehen wir nur zu, welch erbaulichen Niederschlag die Phantastereien der beiden Freunde hier gefunden!

Vorerst ein Blatt, auf dem sich die Freunde gegenseitig verewigt haben (Seite 200). Links oben wohl das Profilporträt Müllers: Er blickt weltschmerzlich angehaucht in die Ferne. Ueber seiner Stirne türmen sich wehende Künstlerlocken. — Dann sitzt er, den Rock über seinen linken Arm geworfen, nachdenklich auf einer Moos-

bank am Waldrand. Und schließlich spaziert er mit der Pfeife im Mund und den Rock unterm Arm durch die Sommerlandschaft. — Die beiden übrigen Skizzen zeigen einen jungen Burschen von ziemlich kleiner Statur mit einer Schildmütze als Kopfbedeckung, in geschlossenem Rock, einmal am Baumstamm lehnend, die Beine gekreuzt und die Arme verschränkt, sodann in Denkerpose sitzend: Das ist wohl Gottfried Keller. Das Gesicht ist leider unkenntlich, wie denn die Freunde sich vorsichtshalber gern von hinten porträtierten, wobei die physiognomischen Schwierigkeiten glücklich vermieden wurden. (Beide Skizzen tragen die Bezeichnung „Müller", zweifellos ist „fecit" zu ergänzen.) Man würde es diesen Burschen nicht ansehen, welch höllische Phantasien ihr melancholischer Tiefsinn gebar.

Beim Durchblättern der Skizzenbücher stoßen wir auf allerlei seltsam gehörnte Köpfe, auf Schlangenmenschen in den absonderlichsten Stellungen; dort bietet ein geschwänzter Teufel einem dicken Pfäfflein die Schnupftabakdose an, und dieser, nicht faul, nimmt lachend eine tüchtige Prise. — Köstlicher Humor sprudelt in einer Skizze, die den Landschaftsmaler bei der Arbeit schildert, die ihm durch teuflische Bosheiten arg vergällt wird (S. 195). In einem faltenreichen Wams, eine Zipfelmütze auf dem Kopf, steht der Meister in pathetischer Pose vor der großen Staffelei und malt, Palette und Malstock in der Linken, an einer heroischen Landschaft. Aber auf seiner Arbeit ruht kein Segen. Denn eine ganze Legion großer und kleiner Teufelswesen stört und quält ihn auf alle erdenkliche Weise. Während ihn der Oberteufel mit höhnischem Gelächter am Bein zerrt, verschmiert ein zweiter mit dem Pinsel das bereits vollendete Gemälde. Und aus Freude darüber führen sechs geschwänzte Unholde auf der Rahmenleiste der Staffelei einen ausgelassenen Höllenreigen auf. Sogar auf der Mütze des Malers tummelt sich ein schwarzes Ungeheuer, ein zweiter turnt am Rockschoß, und ein dritter leistet sich den Scherz, die Farben auf der Palette durcheinanderzumengen.

Das Bildchen, welches die Leiden des wackeren Landschaftsmalers parodiert, ist äußerst komisch. Es gehört zu den originellsten Einfällen in Gottfried Kellers Skizzenbüchern. Der unter der Staffelei liegende Teufel ist nicht Kellers eigene Erfindung, sondern eine Anleihe aus Francisco de Goyas „Capri-chos". Keller hat ein Blatt aus dieser Folge kopiert. Es zeigt einen Teufel, der von seinem Gefährten mittels einer großen Schere eine schmerzhafte Nageloperation am Fuß vornehmen läßt.



Aus Gottfried Kellers Skizzenbuch: Totenschädel-Phantasien

Dürfte man auf Grund dieser Skizze nach Goya schließen, Keller sei bei dieser Gelegenheit die ganze Folge der Caprichos zu Gesicht gekommen, so ist leicht zu ermessen, welch tiefen Eindruck die dämonische Kunst des Spaniers auf sein fürs Schreckliche und Phantastische so empfängliches Gemüt gemacht haben muß. Hat Keller nicht in dem Abenteuer des Admirals Don Correa mit der verbrecherischen Donna Feniza Mayor de Cercal ein Capriccio gedichtet, dessen schauerliches Ende des Pinsels eines Goya würdig gewesen wäre?

Aus Gottfried Kellers Skizzenbuch: Gottfried Keller und Johann Müller

Keller studierte an einem „nächtlicherweile auf dem Krautgartenkirchhof geraubten, besonders schön erhaltenen Totenschädel" Anatomie. Das Skizzenbuch weist einige charakteristische Proben auf. Von „Studien" kann man bei diesen Spielereien freilich nicht reden. Da treffen wir beispielsweise die Zeichnung eines Totenkopfs (S. 199, unten), aus dessen linker Augenhöhle ein Mann mit Narrenkappe herausschaut; in der einen Hand die Pritsche, in der anderen die Schelle. Aus der Höhlung zur Rechten aber guckt ein weibliches Wesen. Und während vor der unteren Zahnreihe ein winziges Figürchen mit gespreizten Beinen sitzt, klettert ein Männlein die vielsprossige Leiter hinauf, welche an die Hinterpartie des Schädels angelegt ist, und sucht den Genossen einzuholen, der bereits auf der Scheitelhöhe des Schädelrunds steht. Der Sinn dieser Zeichnung ist dunkel. Man denkt an die Zwiehanepisode des „Grünen Heinrich". Insofern ist ein äußerer Zusammenhang gewiß vorhanden, als jener Totenkopf dem Maler hier als Modell gedient, dort dem Dichter die Anregung zur symbolischen Lebensgeschichte des Dualisten Albertus Zwiehan gegeben hat. — In diese Reihe der „Totentanz"bilder gehört auch das bizarre Totenkopfduett (S. 199, oben): Zwei Schädel schreiten auf dünnen Beinchen gegeneinander. Der eine ist kriegerisch gestiefelt und gespornt, und an der Seite trägt er einen Säbel. Zu seinem hohen Höckerschädel bildet sein auf Entenbeinen watschelndes Gegenüber mit plattgedrücktem Kopf einen komisch wirkenden Kontrast.

Unversehens geraten wir in den Stoffkreis der „Freveltat", wenn uns plötzlich Wulf „der boshafteste und verwegenste Räuber des Waldes" mit finsterem Blick entgegenstarrt, als wenn er, wie's in der Erzählung heißt, nach neuen Opfern suchen wollte (S. 198). — Zweifelhaftes Bettlergesindel treibt sein Unwesen, faulenzt oder

heischt ein Almosen; arme Krüppel stelzen an der Krücke mühsam daher. — Es entspricht also den Tatsachen, wenn der Grüne Heinrich zu seinen Landschaftskompositionen noch viel wunderlichere Menschen, zerlumpte Kerle erfindet, ein nichtsnutziges und verrücktes Geschlecht von Vagabunden, Kesselflickern und Fratzengesichtern, das nur in seinem Gehirn vorhanden ist. Dann bewegen wir uns plötzlich wieder in der vornehmeren Welt der Ritter und Minnesänger. Der „Minstrel", ein ehrwürdiger, langbärtiger Greis mit bis zu den Schultern wallendem Lockenhaar, auf dem Haupt das federgeschmückte Barett, zur Seite das Schwert, begleitet seine Heldengesänge mit der Laute. Keller mag Walter Scotts kleine Dichtung „The last Lay of Minstrel" in diesen Jahren mit großer Begeisterung gelesen haben. Es folgen eine Reihe mehrfiguriger Kompositionen: Ein greiser Fürst liegt im Sterben und erhält den letzten geistlichen Beistand. In diesem romantisch-mittelalterlichen Milieu überrascht eine Skizze der auf der Ofenbank sitzenden kleinen Regula (?).

Manche Skizze dieser Art ist nichts anderes als ein Versuch, eine jener malerischen Aufgaben zu lösen, welche die beiden Freunde sich stellten. Auf solche Anregung hin mag auch das Aquarellbildchen mit der Beischrift „Eberjagd" entstanden sein. Da wird ein Kleriker bei nicht gerade gottgefälligem Treiben von einigen handfesten Bauernkerlen in flagranti ertappt und jämmerlich durchgewalkt, während ein nacktes Kindlein, das auf dem Baume sitzt, die Glatze des von der gerechten Strafe ereilten Bösewichts auf eine Art verziert, die nicht näher beschrieben werden kann. Auch dies ein Beleg für die Antipathie, welche Keller dem „Pfaffentum" schon im Knabenalter entgegengebracht, wenn auch kein erfreulicher. Da ist der Spottvers im Dachkämmerchen des Scheuchzerhauses, den Keller neben das gehörnte Haupt eines Klerikers schrieb, entschieden salonfähiger:

„Schwarz ist die Nacht,
Schwarz ist der Teufel,
Schwarz sind die Pfaffen
In heiliger Tracht."

Diese Beispiele mögen genügen. Sie sind für den Psychologen ebenso interessant, wie für den Kunstforscher unergiebig. Denn mit Kunst hat dieses Treiben nichts zu tun. Die „Teufeleien" zeugen nur dafür, wie wenig Steigers Unterricht, der sich in langweiliger Kopier- und Kolorierarbeit erschöpfte, Gemüt und Verstand des aufgeweckten, phantasievollen Knaben zu fesseln wußte. Der gesunde Instinkt ließ ihn eigene Wege suchen, die von der Unkunst Steigers wegführten, ohne daß damit der Weg zur wahren Kunst gefunden worden wäre. Je entbehrlicher der Lehrer, um so unentbehrlicher wird der Freund, als Anreger und Gefolgsmann zugleich, als willkommener Gefährte in den Jagdgründen einer das Abenteuerliche und Absonderliche kultivierenden Phantasie.

Anmerkung der Redaktion: Die Publikation der diesem Artikel eingefügten Abbildungen erfolgte mit Genehmigung der Gottfried Keller-Nachlaßverwaltung.

# Heinrich Angst / Von Robert Durrer

In seinem Vaterhause vor den Mauern des hochragenden Bergstädtchens Regensberg ist am 14. Mai Dr. Heinrich Angst, der eigentliche Gründer und erste Direktor des Schweizerischen Landesmuseums, im Alter von fünfundsiebzig Jahren gestorben. Vor etwa zehn Jahren war die Sehnsucht Angsts nach den Erinnerungen seiner Jugend so mächtig geworden, daß er sich entschloß, in der romantischen Stille seiner Geburtsstätte ein Otium cum dignitate zu suchen. Aber dieses Ziel ward ihm, wie